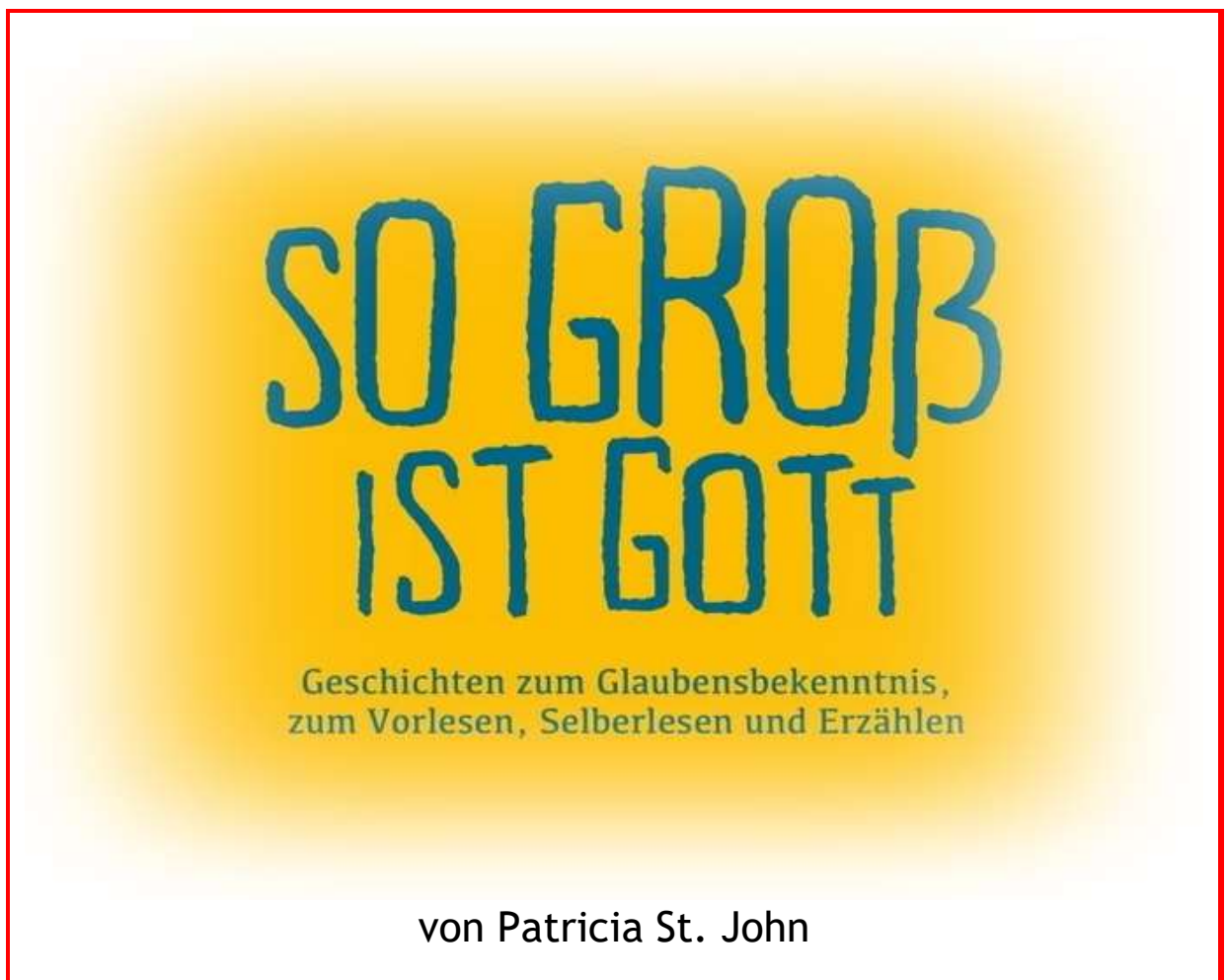


Was wir über Jesus wissen müssen

7 Bibelarbeiten mit Geschichten aus



Rudi E. Hoffarth

Holzgerlingen 2023
von Rudi E. Hoffarth,
überarbeitet und grafisch gestaltet
von Günter Reinschmidt

Inhaltsverzeichnis

| | |
|---|----|
| Vorwort | 9 |
| Der unerkannte Gast | 11 |
| I. Wie Jesus zu uns kam..... | 13 |
| Fußspuren im Schnee..... | 17 |
| II. Warum Jesus als Mensch gelebt hat..... | 19 |
| Der sicherste Ort..... | 23 |
| III. Warum Jesus für uns gestorben ist | 26 |
| Der Weg durch die Flut | 27 |
| IV. Wozu Jesus den Tod besiegt hat | 31 |
| Der Freund, der sich erinnerte | 33 |
| V. Wie Jesus für uns eintritt | 37 |
| Aischas Brief | 41 |
| VI. Was der Name Jesus für uns bedeutet..... | 44 |
| Der unbezwingbare Hügel | 47 |
| VII. Wie Jesus für uns sorgt | 50 |

Der Abdruck der Geschichten aus
So groß ist Gott
von Patricia St. John
Verlag Bibellesebund Winterthur/Marienheide
4. Auflage 1992, ISBN-Nr. 3-87982-623-4
erfolgt mit freundlicher Genehmigung
des Bibellesebundes Marienheide.

Vorwort

Dass man auch mit Geschichten verkündigen kann, zeigen die Beispiele, die in diesem Heft gesammelt sind.

Sie nehmen Erzählungen auf, die Patricia St. John als Verständnis-Geschichten geschrieben hat, um die Aussagen des Glaubensbekenntnisses für Kinder anschaulich zu machen.

Wir haben aus diesen Geschichten eine Auswahl getroffen und sie zu der Thema-Reihe „Was wir über Jesus wissen müssen“ zusammengestellt.

Die Geschichten und die anschließenden Auslegungen sind für Kinder geschrieben worden.

Vielleicht wird sich hier die Erkenntnis von Dr. Klaus- Peter Hertzsch bewähren; „Wer für Kinder erzählt, wird offenbar von den Erwachsenen besonders gut verstanden.“¹

Rudi E. Hoffarth

¹ Der ganze Fisch war voll Gesang, Radius Verlag Stuttgart 1970ff. S. 77

Der unerkannte Gast

Vor langer, langer Zeit fielen die Wikinger in England ein, ein wildes Seefahrervolk, das überall Angst und Schrecken verbreitete. Die Wikinger hatten große Kriegsschiffe mit Drachenköpfen am Bug. Und die Krieger selbst trugen eiserne Helme. Wohin sie auch kamen, plünderten und mordeten sie und setzten Häuser und Kirchen in Brand. Die Engländer flohen vor ihnen, bis der mutige König Alfred sie zur See und an Land anzugreifen wagte. Am Anfang errang er manche Siege, doch dann wurde auch er zurückgeschlagen. Seine Feinde verfolgten ihn. Er musste aus seinem Schloss fliehen und sich, als Landstreicher verkleidet, im Wald verstecken. Der Wikingerkönig versprach dem, der ihm König Alfred ausliefern würde, eine Belohnung. Deshalb gab sich der englische König nur wenigen Getreuen zu erkennen.

Einer von ihnen war der Hirt Ulfric. Er liebte seinen König und hätte ihn niemals verraten. Ulfric bat den König, in seiner Hütte einzukehren. Aber er vertraute seiner Frau nicht ganz, denn sie war ein wenig schwatzhaft. Deshalb erzählte er ihr nicht, was für einen Gast er da eingeladen hatte.

König Alfred war ganz verzweifelt und saß stundenlang am Tisch, dachte über sein verlorenes Königreich nach und überlegte, wie er die Wikinger am Ende doch noch vertreiben könnte. Die Frau des Hirten aber konnte nichts mit einem kräftigen Mann anfangen, der immer nur brütend am Tisch saß. Und wenn er etwas sagte, ahnte sie nicht, dass sie die Stimme ihres Königs hörte. Es gab so viel Arbeit, und sie verstand nicht, warum ihr Mann einen so faulen Landstreicher im Hause duldete. Also wartete sie, bis Ulfric zu seiner Herde gegangen war. Dann sagte sie dem Fremden die Meinung.

»Nun pass mal auf, guter Mann!« befahl sie. »Du brauchst hier nicht untätig herumzusitzen. Viel taugst du zwar offenbar nicht, aber du kannst wenigstens auf den Kuchen auf dem Ofenrost aufpassen, während ich zum Brunnen gehe. Wenn er braun zu werden beginnt, drehe ihn um. Wenn er durch und durch braun ist, nimm ihn vom Herd!«

König Alfred saß gedankenverloren vor dem Herd. Vielleicht sah er im Schein der Flammen Bilder des Sieges. Wenn er doch nur seine Soldaten zusammentrommeln könnte ... wenn sie doch nur den Feind besiegen könnten ... wenn er wenigstens mit seinen Offizieren sprechen könnte ...

Eine Ohrfeige und ein ärgerlicher Wortschwall weckten ihn aus seinen Siegesträumen. Im nächsten Augenblick roch er auch schon: Da war etwas verbrannt. Der Kuchen war pechschwarz verkohlt, und die Frau des Hirten war furchtbar zornig.

»Du fauler Nichtsnutz!« schrie sie ihn an. »Kann ich dir denn nicht einmal . . .«

»Aber Frau, was machst du denn?« erklang in diesem Augenblick Ulfrics erschrockene Stimme von der Tür her. Er merkte, dass er sie so nicht zum Schweigen bringen könnte. Deshalb fügte er in seiner Verzweiflung hinzu: »So schweig doch endlich, Frau! Erkennst du denn deinen König nicht?«

Wir wissen nicht, was dann geschah. Doch es wird berichtet, dass König Alfred ein freundlicher und gerechter Mann war. Wahrscheinlich hat ihm seine Nachlässigkeit leid getan. Wir wissen auch, dass er schließlich seine Getreuen um sich geschart und die Feinde bekämpft und besiegt hat.

Alfred kehrte zu seinem Schloss zurück und regierte viele Jahre lang als geliebter und geachteter König. Nie vergaß er, wie Ulfric für ihn gesorgt hatte. Er holte ihn von seiner Herde weg und machte ihn zum Bischof. So wird sich Ulfrics Frau noch oft vor dem König verneigt haben, den sie nicht erkannt hatte, als er verkleidet zu ihr kam.

I. Wie Jesus zu uns kam

1. unerkannt

- unauffällig
- unscheinbar
- unsensationell
- nicht imponierend
- abgemeldet

„Er hatte keine Gestalt, die schön anzusehen war.
Sein Anblick war keine Freude für uns.
Er wurde von den Leuten verachtet und gemieden.
Alle haben ihn verachtet,
auch wir wollten nichts von ihm wissen.“
(Jesaja 53, 2b und 3 - BasisBibel)

Das ist ein blödes Gefühl:

Man ist zu Hause und niemand erkennt einen!

Jesus hatte auch etwas Unscheinbares, nichts Imponierendes an sich. Man konnte ihn übersehen.

„Tu was für dein Image!“, sagte da eine böse Stimme zu ihm,

„spring doch einfach mal runter vom Tempel.“

„Oder mach' aus Steinen Brot!“

„Oder bete mich an!“

Aber das war der **Versucher!**

} vgl.
Matthäus 4,
Verse 1-11

Auch heute ist das so:

Wir haben genug zu essen; das ist für viele selbstverständlich.

Für mich nicht!

So unscheinbar, dass es vielen nicht mehr auffällt.

Du bist krank gewesen - und wirst wieder gesund. Ist das selbstverständlich?

Jesus sagt: **Gib mir dein Herz, deine Zeit, dein Geld, dein Leben.**

Stell dich zur Verfügung wie Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf und viele andere!

Wirst du das tun?

Wie Jesus zu uns kam

2. *unaufdringlich*

nicht einschmeichelnd

nicht brutal fordernd: „Hoppla, jetzt komm' ich! Alles tanzt nach meiner Pfeife!“

Er fragt dich:

Ich möchte bei dir wohnen.

Hast du Platz für mich?

Machst du Platz für mich?

Hältst du einen Platz frei für mich?

Tolstoi:

Der Gast beim Bauern: ein Platz blieb leer, wurde mitgedeckt.

Hast du Platz für Jesus in deinem Zimmer, in deinem Leben, in deinen Zukunftsplänen?

Welchen Platz hat Jesus bei dir?

- Stehplatz - ganz weit hinten?
- 2.+3. Rang (Kino),
- Parkett oder
- Loge?

Jesus möchte ganz vorne mit dabei sein! Nicht irgendwo am Rand, ganz weit hinten. Er möchte in der ersten Reihe unseres Lebens sitzen.

Wie kam Jesus zu uns?

3. Als Bittender, als einer, der um Einlass nachsucht.

Ich möchte heute zu dir kommen. Lässt du mich ein? (=Zachäus)
Warum ist das so wichtig?

Manche aber nahmen ihn auf und schenkten ihm ihr Vertrauen. Ihnen gab er das Recht, Kinder Gottes zu werden. (Johannes 1, 12 - Gute Nachricht Bibel)

Wenn du ein Kind Gottes werden oder bleiben willst, dann musst du Jesus aufnehmen in dein Herz.

Bitte ihn herein:

Herr, ich möchte, dass du zu mir kommst. Bitte komm herein zu mir! Du sollst den besten Platz haben. Ich möchte dir gehören.

Amen.

Beispiele aus der eigenen Jugendarbeit: Viele haben das von mir schon oft gehört. Einige haben sich darauf eingelassen.

Später wurden sie:

- **Redakteur** beim ERF Wetzlar
- **Filmmacher, Regisseur, Produzent,**
- **Journalist und Eigentümer einer Produktionsgesellschaft**
- **Kirchenmusikerin**
- **Jugendreferentin**
- **Gemeinschaftsprediger**
- **Professor an einer deutschen Universität**

Fußspuren im Schnee

Susi war begeistert. Ihre Eltern hatten ein Bauernhaus gekauft - ein richtiges Bauernhaus auf dem Land! Das würde toll sein, da zu leben! Im April fuhr die ganze Familie zum ersten Mal hin, um das Haus und das dazugehörige Land zu betrachten. Ob die Eltern wohl die richtige Wahl getroffen hatten?

Martin ließ sich von Vater die Werkstatt und den Geräteschuppen zeigen. Mutter machte sich gleich im Haus zu schaffen. Unterdessen erkundete Susi die Umgebung. Die Wiese hinter dem Haus wurde von einem steilen Hang mit einem Steingarten begrenzt. Dahinter lag ein Obstgarten mit blühenden Apfelbäumen. Susi ließ sich einfach auf den weichen Boden fallen und blickte zu den leuchtenden Apfelblüten hinauf. Und so fand der Rest der Familie sie zwanzig Minuten später.

Die Mutter lachte. »Das Haus interessiert dich wohl gar nicht, Susi!« meinte sie. »Aber denk dran, im Baumgarten kannst du nicht wohnen.«

»Doch, doch! Natürlich interessiert mich das Haus«, sagte Susi und sprang auf. »Gibt es ein Kinderzimmer mit Blick auf den Obstgarten? Und kann ich das haben? Bitte!«

»Und kann ich mir auf dem kleinen Speicher eine Werkstatt einrichten?« fragte Martin.

»Und kann ich im hintersten Winkel des Obstgartens einen Stall bauen und Hühner halten?« lachte der Vater.

Jeder bekam, was er sich wünschte. Die weißen Leghornhennen fühlten sich offensichtlich ebenso wohl wie die Menschen, und die Kinder freuten sich jeden Tag darauf, die Eier einzusammeln. Da der Vater schon ganz früh am Morgen zur Arbeit fahren musste und erst nach sechs am Abend heimkehrte, brachte Martin den Hühnern das Frühstück, bevor er zur Schule aufbrach, und Susi versorgte sie mit dem Abendessen, wenn sie von der Schule heimkehrte. Sie fand es herrlich, durch das hohe Gras, den Klee und den Sauerampfer im Obstgarten zu stapfen und dann zu warten, bis sich alle Hühner um sie geschart hatten.

»Im Frühling fangen sie an zu brüten«, freute Susi sich, »und ich werde zusehen, wie die Küken schlüpfen.«

Der Herbst kam. Der Wald jenseits des Gartens färbte sich rot, braun und golden, und die Schwalben flogen davon. Dann begannen die Blätter zu fallen. Im Haus wurde abends das Kaminfeuer angezündet; und eines Nachts, als alle schliefen, begann es zu schneien.

Drei Nächte und zwei Tage lang schneite es heftig und ununterbrochen. Das ganze Land lag bald unter einer tiefen Schneedecke. Die Hühner drängten sich gackernd in ihren Verschlägen zusammen, und die Rotkehlchen holten sich ihre Nahrung vom Fensterbrett. Am dritten Morgen stand der Vater noch etwas früher als gewöhnlich auf und schaufelte einen Weg von der Haustür bis zur Straße frei. Die Kinder liefen in den Fahrrinnen zur Schule. Am nächsten Tag war Samstag, da wollten sie Schlittenfahren.

Um vier Uhr kam Susi aus der Schule. Sie legte den Heimweg allein zurück, denn Martin war noch zu einem Freund gegangen. Sie genoss es, durch die stille Landschaft zu wandern. Sie bemerkte all die vielen Abdrücke kleiner Krallen im Schnee und, wo die Straße am Waldrand entlang verlief, die Spuren kleiner Hufe. Im Westen herrschte ein gelber Lichtschein, und die Felder waren in seltsame blaue Schatten getaucht. Das Haus lag dunkel und schweigend da, denn Mutter war unterwegs zu einer Bekannten.

Susi zog sich rasch um, legte ihre Gummistiefel an und bereitete das Hühnerfutter zu. Den armen Tieren war es bestimmt kalt und langweilig, dachte sie, während sie nach draußen eilte. An der Haustür blieb sie plötzlich stehen und stöhnte. Wie sollte sie denn überhaupt zum Hühnerstall kommen? Sie war klein und leicht für ihr Alter, und der Schnee reichte ihr bis an die Knie!

Die Sonne verschwand schon hinter dem Horizont, und bis Martin zurückkehrte, würde es stockfinster sein. Susi musste sich etwas einfallen lassen!

Sie blickte über die schneebedeckte Wiese. Waren das nur Schatten, oder waren da wirklich Spuren im Schnee? Im Dämmerlicht war das kaum zu erkennen.

Dann fiel Susi plötzlich ein: Martin hatte den Hühnern doch am Morgen ihr Frühstück gebracht! Also musste er den Weg zum Hühnerstall schon einmal zurückgelegt haben. Sicher, das war schon manche Stunden her, und der leichte Schneefall während des Tages hatte seine Spuren fast verwischt. Aber sie konnte es wenigstens versuchen. Sie setzte ihren Fuß sorgfältig in den ersten Abdruck. Und tatsächlich - sie sank nicht ganz ein, weil der Schnee darunter festgetreten war. Wenn sie also Martins Fußstapfen folgte, würde sie sicher zum Hühnerstall gelangen!

Es war sehr schwierig, denn Martin hatte lange Beine und Riesenfüße. Aber irgendwie schaffte Susi es, das Gleichgewicht zu halten, sich zu strecken und mit ihren kleinen Füßen in den Spuren ihres älteren

Bruders zu bleiben. Im Obstgarten wurde es dann etwas leichter, weil sie sich an den Apfelbaumzweigen festhalten konnte. Die Hühner freuten sich, sie zu sehen, und hießen sie mit lautem Gegackere willkommen. Susi räumte etwas Schnee zur Seite, so dass sie ins Freie kommen und sich auf ihre Mahlzeit stürzen konnten. Es hatte aufgehört zu schneien, und Susi blieb bei den Tieren, bis auch das letzte in den Stall zurückgehüpft war. Sie war richtig froh, dass ihr Gackern und Scharren die unheimliche Stille der weiten schneebedeckten Landschaft unterbrach.

Der Rückweg war einfacher, denn die Spuren waren jetzt besser zu sehen. Allerdings hatte Susi inzwischen eiskalte Füße, und die Welt sah grau und unheimlich aus. Als sie jedoch am Ende des Obstgartens angekommen war, sah sie, dass das Küchenfenster hell erleuchtet war. Welch ein Glück - die Mutter war heimgekommen! Wie freute sich Susi darauf, ihre Stiefel auszuziehen, etwas Warmes zu trinken und ihrer Mutter zu erzählen, wie sie den Weg zum Hühnerstall geschafft hatte.

Die Fußspuren führten sie direkt bis zur Tür, und Susi sprang mit einem Satz in die Wärme und das Licht.

»Bist du's, Susi?« rief die Mutter aus der Küche. »Mach schnell die Tür zu! Es ist schrecklich kalt draußen, nicht? Komm, machen wir es uns am Kamin bequem!«



II. Warum Jesus als Mensch gelebt hat

Text: 1. Petrus 1, 21:

Christus hat für euch gelitten und euch ein Beispiel gegeben. Bleibt auf dem Weg, den er euch voranging; folgt seinen Spuren.

1. Was für ein Beispiel hat Jesus uns gegeben?

Beispiele sind Anstöße, die wir aufnehmen sollen - nicht kopieren, sondern kapieren.

„Er hat für uns gelitten“, was heißt das?

„Versteht ihr immer noch nicht?“

(Frage Jesu an die Jünger nach der Brotvermehrung).

„Sollen wir Feuer vom Himmel fallen lassen, dass diese Stadt verzehrt wird?!“ - (Frage der Jünger an Jesus).

- Nein! Jesus will retten, nicht vernichten!

Drei Mal hat er ihnen sein Leiden und Sterben angekündigt, trotzdem haben die Jünger nichts begriffen.

Er hat seinen Jüngern die Füße gewaschen, nicht den Kopf.

2. Wie geht er mit uns um? - Er hat für uns gelitten.

Er geht mit den Armen, Entrechteten ganz anders um als die Menschen damals.

Die anderen Leute haben sich die Aussätzigen vom Leib gehalten

- er besucht sie, nimmt sie in den Arm, spricht sie an und heilt sie!

Am Leben Jesu - wie er mit den anderen gelebt hat, daran können wir Maß nehmen, daran können wir lernen, wie wir miteinander umgehen: Manchmal gehen uns die anderen auf den Geist - aber Jesus hilft uns, dass wir sie lieb behalten können.

„Liebe allein, nicht Hass kann die Welt heilen.“

(Yehudi Menuhin)

3. *Wo kann man heute die Spuren Jesu finden?*

Wenn man die Bibel liest.

- Hier hat Jesus Spuren hinterlassen (nicht so wie die Kondensstreifen der Flugzeuge am Himmel, denn die vergehen wieder).
- Die Spuren Jesu in der Bibel kannst du finden, wenn du ehrlich nach ihnen suchst!

**Wenn du nicht mit Blindheit geschlagen bist -
in deinem Leben:**

- Was kannst du dafür, dass du gesund bist?
- Du könntest auch im Rollstuhl sitzen!
- Wo bist du in einer gefährlichen Situation bewahrt worden?
- Wo hast du konkrete Hilfe erfahren?
- Geht es dir trotz allem nicht richtig gut?

In den Ehen und Familien, die mit Gott leben.

- Du kannst spüren, dass sie anders leben.
- Es „menschelt“ bei ihnen auch, aber sie halten zusammen.
- Jeder wird ernst genommen mit seinen Wünschen
- Gemeinsam versuchen sie heraus zu finden, was für den einzelnen und für die Gemeinschaft dran ist.

Der sicherste Ort

Der Bauernhof flimmerte in der hochsommerlichen Mittagshitze. Die Getreideernte war eingebracht, und schon bald würde die Zeit der Obsternte herangekommen sein. Der Bauer blickte, die Arme auf den Holzzaun aufgestützt, zufrieden über die Stoppelfelder. Die Ernte war gut gewesen, und die Geflügelzucht hatte sich gelohnt.

Fröhlich vor sich hin pfeifend, ging er zum Wohnhaus hinüber, wo seine Frau schon mit dem Essen auf ihn wartete.

Bill, der Knecht, genoss seine Mittagspause im Schatten eines großen Apfelbaumes. Er hatte seine Brote verzehrt und seinen Krug mit Wasser geleert und träumte vor sich hin. Noch lag eine halbe Stunde Pause vor ihm, und es war ein herrliches Gefühl, alle Muskeln zu entspannen. Der Duft frischer Kräuter wehte zu ihm herüber. Bill sog ihn tief in seine Lungen, schloss die Augen . . . und war im nächsten Augenblick eingeschlafen.

Irgendein ungewohntes Geräusch weckte ihn. Was war denn das? Klang das nicht wie Prasseln von Flammen? Und war das nicht Rauchgestank? Entsetzt sprang er auf. Die Scheune! Tatsächlich, da quoll Rauch zwischen den Ritzen der Holzwände hervor!

Bills Gedanken rasten. Sollte er die Zigarette, die er kurz vor der Mittagspause beim Arbeiten in der Scheune geraucht hatte, nicht richtig ausgedrückt haben? Hundertmal hatte ihm der Bauer verboten, in der Scheune zu rauchen, aber . . .!

Bill spurtete zur Scheune hinüber. Als er die Tür aufriss, schlugen ihm helle Flammen entgegen, die durch die hereinströmende frische Luft nur noch stärker entfacht wurden. Hier konnte Bill allein nichts mehr machen. Im Gegenteil, wenn er nicht schnell Hilfe holte, würde sich das Feuer zum Hühnerstall und zum Haupthaus hin ausbreiten.

Bill rannte, so schnell er konnte, los. Der Bauer saß bestimmt noch in der Stube beim Mittagessen, und von dort aus war die Scheune nicht zu sehen. Bill riss die Haustür auf, brüllte: »Feuer!« in den Flur hinein und stürzte zum Telefon. Mit zitternden Fingern wählte er die Nummer der Feuerwehr. »Kommen Sie schnell!« rief er in den Hörer. »Es brennt bei uns - auf dem Hof an der Hauptstraße, etwa vier Kilometer vom Dorf entfernt!«

Er warf den Hörer auf die Gabel, und da stand auch schon der Bauer kreidebleich neben ihm.

»Die Scheune brennt!« keuchte Bill. »Die ist nicht mehr zu retten.

Wir müssen sehen, dass die Geflügelställe und das Haus nicht auch noch in Flammen aufgehen!«

Während sie nach draußen rannten, knurrte der Bauer: »Öffne die drei Tore, die zu den Wiesen führen, und scheuche die Hühner in diese Richtung. Den Weg finden sie dann schon selbst. Ich schließe inzwischen den Schlauch an.«

Gemeinsam bekämpften sie das Feuer, bis ihre Gesichter pechschwarz und ihre Augenbrauen angesengt waren. Die Frau des Bauern hatte inzwischen die Kinder ans entfernte Ende der Pferdekoppel gebracht und war nun dabei, die wichtigsten Habseligkeiten aus dem Haus in Sicherheit zu bringen. Wenn das Feuer tatsächlich aufs Wohnhaus übergriff, würde ihr dazu keine Zeit mehr bleiben.

Sie war die erste, die die Sirenen der Feuerwehr hörte.

Es dauerte einige Zeit, bis das Feuer eingedämmt war. Von der Scheune war nicht mehr als ein riesiger, nasser Aschenhaufen übriggeblieben, aber die Geflügelställe, das Wohnhaus und der Stall waren gerettet. Die Frau des Bauern brachte die Kinder und all ihre Habseligkeiten wieder ins Haus zurück und kochte den erschöpften Feuerwehrmännern einen Tee. Bill machte sich auf den Heimweg, bevor jemand fragen konnte, wie das Feuer eigentlich angefangen hatte.

Der Bauer ging zum Hühnerstall hinaus, um den Hühnern ihr Futter zu bringen, und die kamen gackernd und misstrauisch zurück. Er zählte sie sorgfältig. Eine Familie fehlte - die weiße Henne und ihre Küken.

Wo mochten sie wohl sein? Die Küken waren noch ganz klein - neun winzige gelbe Federbälle. Der Bauer verstand das nicht. Er hatte sie doch gesehen, wie sie hinter der Henne her ins Freie gerannt waren, zum offenen Feld hin. Und er wusste, dass diese Henne eine ausgezeichnete Mutter war. Wo mochten die Tiere sein? Er musste sie suchen. Doch wohin er auch ging, er fand nichts. Endlich kam er wieder bei der heruntergebrannten Scheune an, und dort blieb er plötzlich stehen und starrte auf den Boden.

Dort, ganz in der Nähe der Mauerreste, saß die Henne. Ihr Kopf hing zu einer Seite herab, ihre Federn waren angebrannt, fast schwarz. Sie war tot. Dabei hätte sie sich ohne weiteres in Sicherheit bringen können. Nichts behinderte ihren Weg in die Freiheit. Warum nur hatte sie sich dahingehockt und war so gestorben? Der Bauer bückte sich zu ihr hinab und hob sie auf - und unter ihren leblosen Flügeln kamen quicklebendig und piepsend die neun flaumigen Küken hervor. Der Bauer fing sie ein

und setzte sie in eine Kiste, die er mit einer alten Woldecke ausgepolstert hatte. So brachte er sie in die Küche und stellte sie neben dem warmen Herd ab.

Die kleine siebenjährige Tochter des Bauern konnte sich gar nicht beruhigen. »Sie hätte sich doch ohne weiteres in Sicherheit bringen können, nicht wahr, Papa?« sagte sie immer wieder. »Aber die Küken waren bestimmt zu klein, um schnell zu rennen . . . Vielleicht haben sie auch in all dem Rauch den Weg nicht gefunden . . . Vielleicht sind sie in die falsche Richtung gelaufen. Jedenfalls hat die Henne gewusst, dass der sicherste Ort unter ihren Flügeln war, nicht, Papa? ... Da hat sie sich bestimmt einfach hingesezt und ihre Küken unter ihre Flügel gerufen. Und dann ist sie für sie gestorben. Das ist aber eine gute Mutter gewesen, Papa!«

Am Abend, als das kleine Mädchen ins Bett musste, rannte es noch einmal ganz schnell zu der Kiste mit den Küken hinüber. Sie blickte zu den Tieren hinab und flüsterte: »Das Tor war offen. Die Henne hätte sich selbst in Sicherheit bringen können. Aber dann hätte sie ihre Jungen zurücklassen müssen. Die wären in all dem Rauch verloren gewesen. Ihr kleinen Küken, ich bin so froh, dass ihr gekommen seid, als eure Mami euch gerufen hat. Sonst wärt ihr jetzt alle tot. Ihr kleinen Küken, ich will jetzt eure Mami sein.«



III. Warum Jesus für uns gestorben ist

Was ist eigentlich Liebe?

1. Ebene

- sich gern haben, mögen, sympathisch finden
- miteinander schmusen
- sich nacheinander sehnen
- sich zusammengehörig fühlen

2. Ebene

- sich verstehen
- sich aufeinander verlassen können
- zusammenstehen
- sich füreinander verantwortlich wissen

3. Ebene

- füreinander eintreten,
- sich füreinander einsetzen mit allen Konsequenzen
- für den anderen das eigene Leben aufs Spiel setzen

**Niemand hat größere Liebe als der,
der sein Leben einsetzt für seine Freunde.**

(Johannes 15,13)

Warum können wir einander oft nicht lieben?

Weil der Hass in unseren Herzen regiert und nicht die Liebe!

**Hass ist die Liebe des Teufels;
wer hasst, hat den Teufel in sich, nicht Jesus.**

Wer zu Jesus gehört,
wer ihn in sein Leben hinein bittet,
der wird die anderen lieben,
der kann nicht hassen,
der braucht nicht neidisch zu sein.

Der Weg durch die Flut

Es regnete nun schon den dritten Tag in Strömen, und Margrit blickte sorgenvoll aus dem Fenster zum finsternen Himmel hinauf. Sie war mit dem Auto von ihrem Haus an der nordafrikanischen Küste in die Stadt Fez gekommen, um hier Freunde zu besuchen. Doch eben hatte sie einen Anruf bekommen und erfahren, dass ihre Mutter krank war. Sie musste unbedingt am nächsten Tag versuchen, nach Hause zu fahren, aber wenn es so weiterregnete, würde die Hauptstraße überflutet sein. Bei Hochwasser war der Süden des Landes manchmal vom Norden abgeschnitten, und das oft für eine ganze Woche.

In dieser Nacht wachte Margrit mehrmals auf, und jedes Mal hörte sie, wie der Regen auf das Dach prasselte. Am Morgen bestätigte das Radio ihre schlimmsten Befürchtungen. Alle Hauptstraßen vom Norden in den Süden waren überflutet. Weder Personenwagen noch Busse oder Züge konnten verkehren.

Margrit studierte die Landkarte. Es gab noch einen anderen Weg - eine wilde, einsame Straße, die sich in die Berge hinaufwand; sie führte allerdings auch in Täler hinab, die ebenfalls überflutet sein konnten. Margrits Freunde rieten ihr, besseres Wetter abzuwarten; aber sie winkte ab. Vielleicht verschlechterte sich das Wetter ja noch! Nein, sie musste es wenigstens versuchen. Wenn sie nicht durchkam, konnte sie ja immer noch umkehren.

Sie war kaum vierzig Minuten lang durch das zerklüftete Bergland gefahren, da begann sie ihren Entschluss zu bereuen. Dichter Nebel kam auf, und sie sah nicht viel mehr als die Felsen rechts von der Straße. Sie fuhr ganz langsam. Plötzlich hörte sie eine Hupe und sah die Lichter eines Wagens, der ihr entgegenkam. Ganz langsam schoben sie sich auf der schmalen Straße aneinander vorbei. Als sie auf gleicher Höhe waren, hielten sie an und kurbelten ihre Fenster herunter.

»Wie ist die Straße da vorne?« fragte Margrit.

»Unmöglich«, sagte der Fahrer in Französisch. »Der Fluss reicht bis an den Fuß der Hügel heran. Ich kehre um.«

Zwei oder drei andere Autos folgten, aber Margrit konnte oben auf dem Hügel nicht wenden. Die Straße vor ihr verschwand im Nebel, und sie konnte nur eines tun: hinunterfahren bis zum Wasser, dort wenden und dann auch zurückkehren. Vorsichtig, immer wieder hupend, fuhr sie ins Tal hinab, und dann hörte sie lautes Rufen und helle Kinderstimmen und war froh, wieder in der Nähe von Menschen zu sein.

Ein ganzes Dorf schien auf den Beinen. Die Leute standen am Rand der Flut und genossen offensichtlich das Schauspiel, dass ein Auto nach dem andern umkehren musste. Der Fluss hatte die Straße überschwemmt, und graue Wassermassen verschwanden im Nebel. Die Dorfbewohner empfingen Margrit mit Applaus und Gelächter, und drei wollten unbedingt mit nach Fez zurückfahren.

Aber Magrit wollte unbedingt heim. Sie stieg aus und trat an den Rand des Wassers. »Wie tief ist es?« fragte sie.

»Das weiß niemand«, riefen die Dorfbewohner, erfreut, dass sie ihre Sprache sprach. »Aber tief, sehr tief.«

»Und wie weit ist die Straße überschwemmt?« fragte Margrit wieder.

»Das weiß niemand; aber ohne Zweifel sehr, sehr weit. Es ist ein großer Fluss.«

»Hat es schon jemand ausprobiert und ist hinübergegangen?«

»Nein, nein, niemand. Wer würde so dumm sein? Wir wollen doch nicht ertrinken.«

»Nun, dann werde ich es eben versuchen«, sagte Margrit mutig. Trotz aller Warnungen der Dorfbewohner zog sie Schuhe und Strümpfe aus und verschloss ihren Wagen. Sie wagte ein paar vorsichtige Schritte ins Wasser, und es reichte ihr nur bis an die Knöchel. Sie zwang sich, nicht auf die ängstlichen Stimmen in ihrem Rücken zu hören und ging vorsichtig Schritt für Schritt weiter, während ihr das Herz bis in den Hals hinauf schlug. Immer weiter ging sie, bis die Dorfbewohner sie im Nebel verschwinden sahen und annahmen, nun sei sie ertrunken. Dabei reichte ihr das Wasser immer noch nur bis an die Knöchel. Der Weg war lang und kalt, und dann schien sich der Nebel vor ihr etwas zu lichten, und im nächsten Augenblick sah sie, wie die Straße aus dem Wasser wieder in die Höhe führte, aufs Trockene. Und immer noch reichte ihr das Hochwasser nur bis an die Knöchel. Wenige Augenblicke später stand sie wieder auf dem Trockenen.

Den Rückweg legte sie schneller zurück als den Hinweg, und noch bevor sie irgend etwas erkennen konnte, hörte sie die aufgeregten Stimmen der Dorfbewohner.

»Diese törichte Frau!« riefen sie. »Die Flut hat sie fortgeschwemmt. Haben wir es ihr nicht gesagt?«

Dann riefen plötzlich alle durcheinander, und das Kopfschütteln wich freudigem Staunen, als eine nasse, aber sehr lebendige Margrit aus dem

Nebel auf sie zukam. Inzwischen waren ein Lastwagen und drei weitere Personenwagen eingetroffen, und die Fahrer warteten gespannt den Ausgang von Margrits Abenteuer ab. Auch sie begrüßten die junge Frau begeistert.

»Kommt man wirklich durch?« riefen sie.

»Ja, das ist ohne weiteres möglich«, versicherte Margrit. »Das Wasser reicht mir überall höchstens bis an die Knöchel. Auf der anderen Seite lichtet sich der Nebel, und die Straße führt wieder in die Höhe und bleibt auch oben, soweit ich das erkennen konnte.«

»Ja, ja!« rief der Lastwagenfahrer, der die Straßen gut kannte. »Wenn wir hier durchkommen, haben wir das Hochwasser hinter uns und erreichen die Hauptstraße. Kommen Sie, Mademoiselle, fahren wir gemeinsam hinüber!«

Unter den anfeuernden Rufen der Menge setzte sich die kleine Kolonne in Bewegung. Das Wasser umspülte die Räder, aber alle Wagen kamen wohlbehalten auf der anderen Seite an. Im nächsten Augenblick durchbrach die Sonne den Nebel. Oben auf dem Hügel angekommen, wandte sich Margrit um und stieß einen überraschten Ruf aus. Die graue Flut, vor der sie solche Angst gehabt hatte, glänzte wie ein silbernes Band in der Sonne, und über die sauber gewaschenen Berge spannte sich ein Regenbogen.

Ein bekannter englischer Dichter hat einmal gesagt: »Die Menschen fürchten den Tod, wie sich Kinder vor der Finsternis fürchten.«

Kein Mensch hat je den Tod durchschritten und ist zurückgekommen, um anderen zu erzählen, was dann geschieht - außer einem. Jesus starb, ging in den Tod hinein, und seine Jünger weinten, weil sie dachten, sie würden ihn nie wiedersehen. Aber sie irrten sich. Drei Tage später war er wieder bei ihnen, auferstanden und lebendig, und er zeigte sich vielen seiner Nachfolger. Er ist der einzige, der den Tod ganz hinter sich gebracht hat und dann zurückgekommen ist, um uns zu sagen, dass diejenigen, die ihn lieben und ihm nachfolgen, keine Angst mehr vor dem Tod haben müssen. Durch Jesus führt der Tod in das ewige Leben bei Gott.



Schlüsselverse

»Jesus sagte zu ihr: ›Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer mich annimmt, wird leben, auch wenn er stirbt, und wer lebt und sich auf mich verlässt, wird niemals sterben. Glaubst du das? ‹« (Johannes 11,25+26).

»Ich bin der Lebendige! Ich war tot, doch nun lebe ich in alle Ewigkeit. Ich habe Macht über den Tod und die Totenwelt« (Offenbarung 1,18).

Gebet

Herr Jesus Christus, ich bin so dankbar, dass du durch den Tod gegangen und zurückgekehrt bist, um uns zu sagen, dass wir keine Angst haben müssen. Ich bin so froh, dass für die, die dich lieben und dir vertrauen, der Tod nur die letzte Station auf dem Heimweg ist. Danke für die Freude derer, die uns schon vorausgegangen sind. Danke, dass wir sie wiedersehen werden.

Zum Nachdenken

Bist du überzeugt, dass die Auferstehung Jesu wirklich geschehen ist? Wenn du daran glaubst, wie beeinflusst das dein Leben? Frage dich vor allem:

Was bedeutet der Tod für mich?

Was bedeutet mir Jesus, wenn ich über den Tod nachdenke?

IV. Wozu Jesus den Tod besiegt hat

Johannes 11, 25+26:

25 Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer mich annimmt, wird leben, auch wenn er stirbt,
26 und wer lebt und sich auf mich verlässt, wird niemals sterben. (Gute Nachricht Bibel)

Die wichtigsten Fragen klären:

1. Was heißt leben?

- Jesus annehmen, ihm angehören,
- ihm nachfolgen, bei ihm bleiben,
- ihm die Treue halten.

2. Was heißt sterben - tot sein?

Ohne Jesus leben, was heißt das?

Du kannst

- ein berühmter Sportler werden
- ein bekannter Arzt
- ein erfolgreicher Manager
- ein begehrter Star
- ein gefragter Regisseur
- ein gefeierter Fußballspieler
- usw.

ohne Verbindung
mit Jesus ist das
nichts.

**Wenn du in deinem alltäglichen Leben glaubst -
ich weiß, dass das nicht leicht ist:**

- in der Familie: da versage ich am meisten,
- andere: im Betrieb, in der Schule, beim Studium.

Es wird heute immer schwerer, mit Gott zu leben.

Die Mehrheit unserer Zeitgenossen will von Gott nichts wissen.
Der Teufel schleicht sich ein und behauptet sich ganz gut als
„Fürst dieser Welt“.

Dennoch gilt der Satz Johann Christoph Blumhardts:

**„Dass Jesus siegt, bleibt ewig ausgemacht,
sein wird die ganze Welt,
denn alles ist nach seines Todes Nacht
in seine Hand gestellt.**

**Nachdem am Kreuz er ausgerungen,
hat er zum Thron sich aufgeschwungen.
Ja, Jesus siegt!“²**

Vergiss das nie - auch wenn du wieder Zuhause bist,

- wenn alles so läuft, als ob es nichts anderes gegeben hätte:
Es gibt einen, der hat das Schlimmste, was uns oder unseren
Lieben geschehen könnte, schon hinter sich.

Was er erfahren hat, nachdem er den Tod besiegt hat?

Was sagt er uns?

Fürchte dich nicht!

Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige.

**Ich war tot, und siehe, ich bin lebendig
von Ewigkeit zu Ewigkeit**

und habe die Schlüssel des Todes und der Hölle.

(Offenbarung 1,18)

² Ev. Gesangbuch Nr. 375,1

Der Freund, der sich erinnerte

Andreas und Peter waren gute Freunde. Sie saßen in der Schule nebeneinander und machten gewöhnlich auch gemeinsam ihre Flausaufgaben, denn Andreas fiel das Lernen viel leichter als Peter, und es machte ihm Spaß, seinem Freund zu helfen. In den Ferien unternahmten sie gemeinsame Ausflüge, und sie pflanzten gemeinsam in einem kleinen Schrebergarten Gemüse an, das sie dann an Freunde und Bekannte verkauften. Sie waren beide Einzelkinder, und ihre Mütter hatten sich längst daran gewöhnt, nicht nur einen, sondern zwei Jungen zu haben. Meistens waren sie allerdings bei Andreas zu Hause, denn bei Peters Eltern gab es viel Zank und Streit, und seine Mutter war so sehr mit ihren eigenen Sorgen beschäftigt, dass sie zuweilen ihren Sohn ganz zu vergessen schien.

Die Jahre vergingen. Andreas schnitt als Klassenbester ab, Peter dagegen musste ein Schuljahr wiederholen. Von da an konnten die beiden Freunde nicht mehr so viel zusammensein. Andreas wollte Peter helfen, doch dem schien es gleichgültig zu sein, wie er in der Schule abschnitt. Dann musste Andreas hart für seine Abschlussprüfungen arbeiten . . . und so entfernten sich die beiden Freunde allmählich immer weiter voneinander.

Andreas ging zur Universität und studierte Rechtswissenschaften. Peter suchte eine Arbeitsstelle nach der anderen, hielt es aber nirgendwo lange aus, und sein Vater lag ihm deshalb ständig in den Ohren, so dass er schließlich von zu Hause wegging. Mitten in der Stadt, gleich neben seiner Lieblingswirtschaft, mietete er sich ein Zimmer und schlug sich irgendwie durch. Irgendwann einmal heiratete er, doch seine Frau hielt es bald nicht mehr bei ihm aus und lief ihm davon. Weitere Jahre vergingen. Andreas hatte inzwischen sein Studium erfolgreich abgeschlossen, hatte eine Stelle als Richter in der Stadt bekommen und für sich und seine Familie ein großes Haus am Stadtrand gekauft. Peter beschloss, einen Bogen um seinen ehemaligen Freund zu machen.

Und doch sollten sie sich bald wieder begegnen, denn Peter kam mit dem Gesetz in Konflikt. Schon ein- oder zweimal war er wegen Trunkenheit und Ruhestörung auf der Polizeiwache gelandet, und er hatte sich auch anderer kleiner Vergehen schuldig gemacht. Er arbeitete als Hilfsarbeiter, doch der Lohn reichte ihm nicht für den Lebensunterhalt und seinen Alkohol und seine Zigaretten. So besserte er seine Speisekarte durch Ladendiebstähle auf - immer nur Kleinigkeiten aus dem Lebensmittelregal. Er war sehr vorsichtig, und nie hatte man ihn erwischt,

bis zu dem Tag, an dem die Polizei ihn vor dem großen Kaufhaus anhielt und seine Taschen durchsuchte. Zu dumm, dass der Beamte ihm die Würstchen abnahm - er hatte sich schon so darauf gefreut, sie zum Abendessen zu braten!

Der Gedanke, vor Gericht erscheinen zu müssen, bedrückte Peter nicht allzu sehr, denn irgendwie fühlte er sich in letzter Zeit so erschöpft, dass ihm alles gleichgültig war, solange er nur etwas zu trinken hatte. Niemand kümmerte sich um ihn, warum sollte er sich da selbst Gedanken um sein Leben machen? Nur etwas beunruhigte ihn: Konnte es sein, dass er Andreas gegenübertreten musste? »Aber vielleicht ist ja ein anderer Richter zuständig«, sagte er sich. »Und selbst, wenn er es ist, hat er mich doch wahrscheinlich inzwischen vergessen.«

Es war kein anderer Richter zuständig. Da saß Andreas in seiner Richterrobe, und Peter hatte keine Ahnung, ob er ihn vergessen hatte oder nicht, denn er bemühte sich krampfhaft, den durchdringenden grauen Augen auszuweichen, die er so gut kannte. »Andreas ist der einzige Mensch, der sich je wirklich um mich gekümmert hat«, schoss es Peter durch den Kopf, und die Stimme, die das Urteil verkündete, schien von weit her zu kommen. Die verhängte Geldstrafe war höher, als er erwartet hatte.

Einen solchen Betrag würde er nie zusammenbekommen! Na ja, dann wanderte er eben zur Abwechslung mal ins Gefängnis!

Ziemlich verbittert betrat er an diesem Abend sein verwahrlostes kleines Zimmer. Manchmal hatte er davon geträumt, all seinen Mut zusammenzunehmen und Andreas aufzusuchen - aber diesen Traum konnte er nun ja endgültig begraben. Plötzlich hasste er seinen alten Freund. Der hätte ihn doch ohne weiteres freisprechen oder mildernde Umstände gelten lassen können. Aber nein, Andreas hatte erbarmungslos zugeschlagen. Peter ging zum Schrank, holte einen Stapel Briefe heraus, der schon lange dort lag, und zerriss einen Brief nach dem anderen. Er und Andreas hatten sich nach der Schule noch mehrere Jahre geschrieben.

Er warf sich auf sein Bett und gab sich ganz seinen bitteren Gedanken hin. Er schaltete das Licht nicht an, und so war es ganz dunkel im Zimmer, als es an die Tür klopfte.

»Das kann doch nicht die Alte sein, die die Miete kassieren will. Die ist doch erst in drei Tagen fällig«, murmelte Peter und blieb liegen. Aber wer auch immer da draußen stehen mochte, ließ sich nicht abweisen, sondern klopfte weiter - ziemlich schüchtern, nicht so ungeduldig wie

die Hausbesitzerin, wenn sie die Miete kassieren wollte. Peter stand auf, schaltete das Licht an und öffnete die Tür.

Lange herrschte Schweigen. »Darf ich hereinkommen, Peter?« fragte Andreas schließlich.

»Wie du willst«, knurrte Peter.

Er starrte seinen Freund an. Der sah ohne seine Richterrobe ganz anders aus. Er war breiter geworden, und sein Haar war schon leicht ergraut, und doch glich er immer noch dem fröhlichen Jungen, der Peter bei seinen Rechenaufgaben geholfen hatte.

»Nimm Platz!« sagte Peter.

»Danke.«

Wieder herrschte Schweigen, bis Andreas schließlich fragte: »Peter, erinnerst du dich noch an unseren Schrebergarten?«

»Und ob! Willst du was zu trinken?«

»Ja, bitte.«

Wieder trat eine Pause ein, während Peter Gläser und etwas zu trinken holte. Das Reden fiel ihm leichter, wenn er sein Glas in der Hand hielt.

»Peter, hast du Arbeit?«

»Arbeit? Nein; die nächste Arbeit werde ich wohl im Gefängnis bekommen. Was meinst du wohl, wie ich die Strafe bezahlen soll, die du mir aufgebracht hast?«

»Deshalb bin ich gekommen. Die Strafe ist bezahlt, Peter ... von mir. Und ich komme mit meinem Garten nicht zurecht. Er ist viel zu groß und total verwildert. Du bist doch immer ein viel besserer Gärtner gewesen als ich, Peter. Weißt du noch, wie sich die Schnecken immer über mein Gemüse hergemacht und mich damit zur Verzweiflung getrieben haben? Nun ist mir etwas eingefallen. Neben meinem Haus ist ein kleiner Bungalow, und du könntest dich um den Garten kümmern. Du könntest sogar Gemüse anbauen und es auf dem Markt verkaufen. Es wäre schön, wenn wir wieder zusammensein könnten. Wärest du bereit, dir das zu überlegen?«

»Woher willst du wissen, dass ich deiner Frau nicht die Diamanten klauen würde?« erwiderte Peter, lachte aber dabei. Gärtner - das war immer sein Traum gewesen.

»Wann fängst du an?« fragte Andreas. »Morgen?«

»Ich will es mir überlegen«, versprach Peter. »Vielen Dank.«

Er stand am Fenster und sah zu, wie Andreas in den Regen hinausfuhr. Doch seine Gedanken waren schon eifrig bei der Arbeit. Er kannte den Garten. Oft hatte er über die Hecke geschaut und sich vorgestellt, was man alles daraus machen könnte. Da war die große Wiese, auf der man einen Obstgarten anlegen konnte. In einer geschützten Ecke des Gartens würde er Erdbeeren anpflanzen ... Lange, sehr lange stand er an dem Fenster und starrte hinaus. Aber er sah nicht die vom Regen verhüllten Straßenlaternen, auch nicht die großen Pfützen auf dem Gehsteig. Er stand im goldenen Schein der Herbstsonne, umgeben vom bittersüßen Duft von Chrysanthemen. Und er sah den tanzenden Schmetterlingen zu.



V. Wie Jesus für uns eintritt

Einleitung:

So kann es gehen: Zwei Freunde, sozusagen mit den gleichen Anfangschancen - aber später: was für ein Unterschied! Der eine ist der Richter des anderen. Gleichzeitig ist er der, der die Schuld des Freundes bezahlt und ihm durch die Arbeit im eigenen Garten einen ganz neuen Anfang in seinem Leben möglich macht.

„Genauso wird Gott eines Tages die Menschen richten und alle Sünde bestrafen. Weil er ein gerechter Richter ist, wird keine einzige Sünde vergessen werden. Der Lohn der Sünde ist der „ewige Tod“ und das bedeutet, ewig von Gott getrennt zu sein. Dieser Lohn muss gezahlt werden. Doch Gott, der Richter, legte seine Herrlichkeit ab und kam in Jesus zu uns; er bezahlte ein für allemal die Strafe für die Sünde, als er am Kreuz starb.

Nun kommt er im Heiligen Geist zu uns und bittet uns, Jesus ins Herz aufzunehmen und ein neues Leben mit ihm zu beginnen, ein Leben der Freude, weil er uns vergeben hat.“³

1. *Das Urteil lautet: schuldig*

Gott lässt die Sünden der Menschen nicht einfach durchgehen.

Wer Gottes Gebote übertritt, wird zur Rechenschaft gezogen:

- Warum folgst du oft so vielen anderen „Göttern“ und gehorchst nicht dem einen, den du über alle Dinge fürchten und lieben sollst? (Erklärung Martin Luthers zum 1. Gebot)
- Warum kannst du so schwer damit leben, dass deine Eltern, solange du ein Kind bist, über dich bestimmen können?
- Warum kannst du sie nicht so lieben und achten, wie sie sind? (Erklärung Martin Luthers zum 2. Gebot)
- Warum fällt es dir so schwer, dich über das zu freuen, was andere an Schöner erleben?

Es gibt so viele Sünden, die wir begehen. Sünden werden im Gericht bestraft. Das Urteil lautet auf jeden Fall: schuldig! Des Todes schuldig!

„Die Sünde zahlt ihren Lohn: den Tod.“ (Römer 6, 23; Gute Nachricht Bibel)

³ Aus „So groß ist Gott“, S. 88 oben.

2. Ohne dass Blut fließt, gibt es keine Vergebung

Die Menschen hatten früher ein ganz klares Sündenbewusstsein: Ich muss für meine Sünden sterben. Doch bald suchten sie nach einem Stellvertreter: Gott hatte ihnen erlaubt, Tiere zu töten an ihrer Stelle. Bis heute gilt ein Grundsatz: *ohne Blutvergießen gibt es keine Vergebung*.

Hebräer 9, 22:

„Schuld wird nur vergeben, wenn dafür Blut geflossen ist.“

Warum muss unbedingt Blut fließen?

Auf diese Frage antwortet eine Stelle aus dem AT. In **3. Mose 17, 11** lesen wir (i. A.): „Denn im Blut ist das Leben ... Weil im Blut das Leben ist, schafft es Sühne für verwirktes Leben“ (Gute Nachricht Bibel).

3. Mose 17, 11:

„Ich habe euch (das Blut) für den Altar gegeben, damit es für euch Sühne bewirkt“.⁴

Oder in 1. Johannes 1, 7:

„ ... das, Blut, das ... Jesus für uns vergossen hat, befreit uns von jeder Schuld“ (Gute Nachricht Bibel).

3. Jesus stirbt für uns

Viele Menschen verstehen das nicht, wenn wir sagen, dass Jesus für uns stirbt. Sie kennen diese Zusammenhänge nicht. Darum ist es wichtig, dass wir darüber sprechen und uns das einprägen:

Vergbung gibt es nur, wenn Blut fließt.

Im Blut ist das Leben. Leben muss geopfert werden, damit Vergebung möglich ist.

Aber es muss keiner mehr selbst für seine Sünde sterben. Es müssen auch keine Tiere mehr geopfert werden, damit die Sünden der Menschen vergeben werden.

Weil das Lamm Gottes gestorben ist, auf das die Sünden der ganzen Welt abgeladen wurden, ist kein Blutvergießen mehr nötig.

⁴ Christliches ABC heute und morgen, DIE Verlag H. Schäfer GmbH, Bad Homburg, Band I, Gruppe 4, Seite 55

Jesus stirbt als Sündloser für uns. Damit hat sein Sterben, sein Blut, eine ganz besondere Wirkung: Er stirbt nämlich für alle. Sein Tod ist unser Leben, sein Sterben ist unser Heil!

Schluss:

Wie Jesus für uns eintritt?

- Nicht mit guten Ratschlägen:
„Kinder, seid nett zueinander!“
- Nicht mit lieben Worten: „Ich habe tiefe Gefühle für euch!“
- Nicht mit moralischen Appellen:
„Tut das bitte, bitte nie wieder!“

Das alles hilft nicht wirklich. Davon bekäme keiner auch nur die kleinste Sünde vergeben.

Jesus stirbt für uns. Größere Liebe ist nicht denkbar.

Er tritt für uns ein, weil wir sonst verloren wären.

Er klärt die Sache, die wir nie klären könnten.

Wir beten:

„Danke, Herr, dass du auf Golgatha meine Schuld bezahlt hast. Danke, dass du auferstanden bist und mir einen neuen Anfang anbietest. Du hast mir deinen Heiligen Geist gegeben, damit mein Leben sinnvoll und brauchbar werden kann.“

So hilf mir, dass ich jeden Tag die Dinge loslassen kann, die mein Leben verderben, und hilf mir, nahe bei dir zu bleiben und mich für dich einzusetzen. Danke, Herr, für diesen wunderbaren Neuanfang.“

Aischas Brief

Die alte Aischa wohnte in einem Dorf hoch oben in den Bergen. Ihr ganzes Leben hatte sie hier zugebracht. Abgesehen von wenigen Reisen zum Markt in der Stadt kannte Aischa nur die Welt ihres Bergdorfes. Hier mahlte sie tagtäglich Korn und holte am Brunnen Wasser, hier hatte sie ihre Kinder geboren und großgezogen. Aber nun war ihr Mann gestorben, und die Kinder hatten geheiratet und waren in andere Dörfer gezogen. So blieb die alte Aischa allein.

Sie hatte Angst vor der Zukunft, denn ihre Augen wurden immer schlechter, und alles deutete darauf hin, dass sie bald erblinden würde. Was sollte dann aus ihr werden? Ihre Töchter liebten sie, aber die Schwiegersöhne wollten sie nicht in ihren Häusern haben. Außerdem wollte sie nicht aus ihrem eigenen kleinen Heim fort. Gab es denn keine Möglichkeit, etwas für ihr Augenlicht zu tun? Als ihre Nachbarin an diesem Abend vom Markt heimkehrte, schüttete Aischa ihr das Herz aus.

Welch ein Glück: Die Nachbarin hatte eine gute Nachricht für sie! In der kleinen Marktstadt arbeitete eine Krankenschwester, die einer christlichen Missionsgesellschaft angehörte und gute Medizin hatte. Viele gingen zu ihr hin, erzählte die Nachbarin, und wurden von Husten und Ausschlag und wunden Augen geheilt. Sie brauchten nichts zu bezahlen. Die Nachbarin schlug Aischa vor, sie könne am nächsten Markttag mit ihr in die Stadt kommen und auf ihrem Maultier reiten. Getröstet ging Aischa nach Hause. So gab es also doch noch Hoffnung für sie!

Eine Woche später saß Aischa in der kleinen Missionsapotheke, schaute sich neugierig um und wartete, bis sie an der Reihe war. Endlich begrüßte die Schwester sie freundlich, untersuchte ihre Augen und sagte ihr dann, sie solle sich noch etwas gedulden. Als alle anderen Patienten gegangen waren, kam die Missionarin zu ihr und sprach sie in ihrer Muttersprache an. Aischa konnte es kaum fassen.

»Ich kann nichts für Ihre Augen tun«, sagte die Schwester. »Sie müssen operiert werden. Aber ich habe einen Bruder in der großen Stadt an der Küste, der Augenarzt ist. Ich bin sicher, dass er Ihnen helfen kann.«

»Aber wie komme ich zu ihm?«

»Mit dem Bus.«

»Aber ich bin noch nie mit einem von diesen großen Überlandbussen gefahren, und Geld habe ich auch nicht.«

»Vielleicht könnten Ihre Kinder Ihnen helfen?«

»Selbst wenn sie das täten, was sollte ich machen, wenn ich in der Stadt angekommen wäre? Ich war noch nie dort und würde mich bestimmt verlaufen.«

»Sie müssen einfach nach dem Weg zum Krankenhaus fragen. Das kennen dort alle.«

»Aber selbst wenn ich dort hinkäme, würde mich der Arzt vielleicht nicht einlassen. Ich bin nur eine arme alte Frau, und er wird meine Sprache nicht verstehen.«

»Er behandelt jeden Tag arme alte Frauen, und er spricht Ihre Sprache. Außerdem gebe ich Ihnen einen Brief mit, in dem ich meinem Bruder mitteile, dass Sie eine weite Reise hinter sich haben.«

Die Idee mit dem Brief beruhigte Aischa. Sie ging in ihr Dorf zurück und benachrichtigte ihre Kinder. Eines Tages erschien sie dann wieder in der Missionsapotheke. Ihr Schwiegersohn begleitete sie, um ihr eine Fahrkarte zu kaufen und sie in den Bus zu setzen. Und in der Stadt am Meer, so erzählte sie der Missionarin, würde ein entfernter Verwandter sie vom Bus abholen. Bei ihm konnte sie auch wohnen. Zuerst aber wollte sie unbedingt diesen Brief haben. Der würde ihr bestimmt helfen!

Es verging einige Zeit, bis die Missionarin Aischa wiedersah. Sie erkannte sie kaum wieder, denn sie trug jetzt eine Brille und hatte einen sicheren Gang: Sie konnte wieder richtig sehen.

Wieder kam sie mitten während der Sprechstundenzeit an, und wieder musste sie warten, bis alle anderen gegangen waren, denn sie hatte eine Geschichte zu erzählen. Also nahm die Missionarin sie mit nach oben, und bei einem Glas Pfefferminztee berichtete Aischa, was sie erlebt hatte. Die Schwester lächelte und konnte sich die ganze Szene gut vorstellen: Die überfüllte und von Patienten belagerte Ambulanz, den geplagten Arzt und die energische alte Frau.

»Ich bin frühmorgens losgezogen, wie Sie es mir geraten hatten«, begann Aischa. »Aber es kam, wie ich es Ihnen gesagt habe: Ich verirrte mich. Der Verwandte, bei dem ich wohnte, gab mir Geld für den Bus; aber ich stieg in den falschen ein. Es war schon um die Zeit des zweiten Gebetsrufs, als ich endlich ankam. Die Tür war verschlossen, und es standen viele Menschen draußen, die wie ich zu spät gekommen waren. Sie klopfen an die verschlossene Tür, bis ein Mann herauskam und uns sagte, das Wartezimmer sei voll. Wir sollten alle fortgehen und am

Nachmittag oder am nächsten Tag wiederkommen. Jetzt würde keiner mehr eingelassen. Die Leute diskutierten mit ihm, manche beschimpften ihn, aber es nutzte alles nichts. Die Tür blieb verschlossen.

Aber dann hielt ich meinen Brief hoch und rief so laut ich konnte:
›Warte! Ich komme im Namen seiner Schwester! Ich komme im Namen seiner Schwester!‹«

Der Mann warf einen Blick auf den Brief. Dann zögerte er. Der Brief schien echt zu sein. Wer weiß, vielleicht war die Angelegenheit ja dringend. So ließ er die Frau herein und führte sie unverzüglich ins Behandlungszimmer. Der Arzt erkannte sofort die Handschrift, las den Brief und warf einen Blick auf ihre Augen. Das war ein klarer Fall, und er teilte Aischa mit, dass er sie sofort in seine Klinik aufnehmen würde. Für ihn war das eine ganz normale Angelegenheit, für die alte Frau dagegen ein wahres Wunder.

›Der Mann, der die Tür hütete, hat mich hineingelassen!‹ fuhr sie mit leuchtenden Augen fort. ›Mich allein! All die anderen mussten weggehen. Viele standen da und warteten, mich aber führte der Mann durch die Menge direkt zum Arzt. Da sagte ich wieder: ›Ich komme im Namen Ihrer Schwester.‹ Viele warteten, aber er ließ sie warten, nahm den Brief und las ihn sofort. Dann wandte er sich zu mir, alt und arm, wie ich bin, und er gab mir all das, worum Sie ihn gebeten hatten: Ein Bett, eine Operation . . . und jetzt kann ich sehen.‹

Sie hielt einen Augenblick nachdenklich inne. Dann sagte sie leise und immer noch staunend: ›Wie wichtig muss ihm Ihr Name sein! Wie wertvoll! Er hat alles für mich getan, worum Sie ihn gebeten haben. Wie wertvoll ist Ihr Name!‹

VI. Was der Name Jesus für uns bedeutet

1. *Der unnahbare Gott: Wir können Gott nicht sehen*

Johnnes 1, 18: „Niemand hat Gott je gesehen. Nur der einzige Sohn, der ganz eng mit dem Vater verbunden ist, hat uns gezeigt, wer Gott ist.“ Er ist unnahbar. Der Anblick Gottes allein ist schon tödlich.

**Gott wohnt in einem Lichte, dem keiner nahen kann,
von seinem Angesichte trennt uns der Sünde Bann.**

**Unsterblich und gewaltig ist unser Gott allein,
will König tausendfältig, Herr aller Herren sein.**

(Jochen Klepper)

Wir sündigen Menschen halten es in der Nähe Gottes nicht aus. Wir müssten vergehen, wenn wir ihm gegenüber treten würden. Petrus: „**Herr, geh fort von mir! Ich bin ein sündiger Mensch.**“ (Lukas 5, 8; Gute Nachricht Bibel)

Es ist so wie bei der Sonne:

Wer ungeschützt in die Sonne schaut, der wird blind.

2. *Der durch Jesus erträgliche Gott*

Wie kann man in die Sonne schauen?

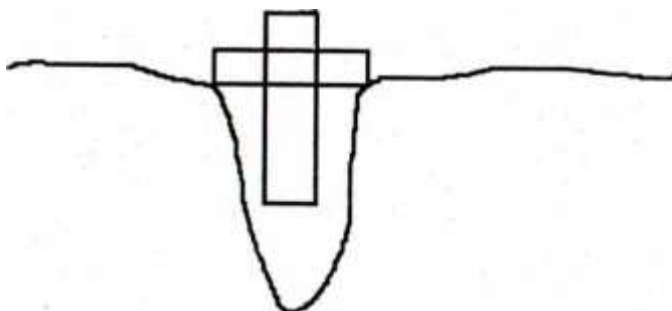
Durch eine rußgeschwärzte Glasscheibe: Sie wirkt wie ein Schutzfilter vor den tödlichen Strahlen. - So ist auch die Erde geschützt vor den tödlichen UV-Strahlen: durch den Van-Allen-Gürtel.

Dieser Gürtel ist Jesus für uns: Jesus tritt zwischen den heiligen Gott und uns und schützt uns vor den tödlichen Strahlen.

Jesus macht die Heiligkeit Gottes erträglich für uns,
mehr noch: Wenn wir mit Gott in Verbindung treten wollen, dann müssen wir uns an ihn halten. Er sagt:

„**Ich bin die Tür zum Vater**“ - zu eurem und meinem Vater.

Jesus stellt den unterbrochenen Kontakt zwischen Gott und uns wieder her:



3. Der Name Jesus ist der Schlüssel für alles, was wir von Gott erbitten möchten

Jesus sagt in Johannes 16, 23:

„Ich versichere euch: Der Vater wird euch alles geben, worum ihr bittet, wenn ihr euch auf mich beruft.“

(Gute Nachricht Bibel)

⇒ Aischas Brief

**Gott gibt uns das, was gut für uns ist,
nicht das, was wir uns wünschen.**

Schlüsselname: Jesus,

Die Dämonen und der Teufel fürchten diesen Namen
(Heilige Gottes - aber nicht Jesus!)

Hölle - was ist das?

Pastor Wilhelm Busch erzählt:

Ich ging spazieren und traf Menschen, die angestrengt über einen Namen nachdachten - und er fiel ihnen nicht ein. Pastor Busch sagte ihnen den Namen, aber sie hörten ihn nicht. Sie konnten ihn nicht aufnehmen.

Den Namen Jesus nicht hören, nicht aufnehmen können - das ist die Hölle! Den Namen, der rettet, der befreit, der Zugang zu Gott ermöglicht - das ist Jesus!

Der unbezwingbare Hügel

Die folgende wahre Geschichte hat sich in dem afrikanischen Land Rwanda ereignet. Dort herrschte vor etwa zwanzig Jahren Bürgerkrieg. Die Angehörigen eines Stammes kämpften gegen einen anderen Stamm. Mit Äxten, Hacken und Messern bewaffnet, zogen sie durch das Land, mordeten und brannten ganze Dörfer nieder.

Hinter den Mauern des auf einem Hügel gelegenen Missionskrankenhauses standen der afrikanische Pastor und seine Frau sowie die beiden englischen Krankenschwestern, Doreen und Jo, vor einer schwierigen Entscheidung. Wenn sie über die Ebene blickten, sahen sie in der Ferne überall Rauchsäulen emporsteigen. Sie verbrachten eine unruhige Nacht und erwachten lange vor Sonnenaufgang. Da sahen sie rings um den Fuß ihres Hügels Flammen lodern und wussten, dass die Mörder sehr nahe waren.

Sollten sie die Flüchtenden aus den brennenden Kralen aufnehmen oder nicht? Wenn sie das taten, würden die bewaffneten Rebellen das bestimmt als feindliche Handlung auffassen. Sie würden dann vielleicht den Hügel stürmen und nicht nur unter den Flüchtlingen ein Blutbad anrichten, sondern wahrscheinlich auch unter den Patienten und dem Personal des Krankenhauses. Wenn sie andererseits die Flüchtlinge zurückwiesen, bedeutete dies den sicheren Tod von etwa dreihundert angstgefüllten Menschen, die gerade den Hügel heraufschwärmten, ihre Kinder und ihr wenig Hab und Gut, das sie aus den Flammen hatten retten können, auf dem Rücken. Konnten sie als christliches Krankenhaus ihre Türen vor diesen Leuten verschließen? Nein, fanden sie, das durften sie nicht. Und so waren bald das Wohnhaus, das Spital und die Kirche bis in den letzten Winkel mit erschöpften, weinenden Menschen erfüllt.

Jetzt befanden sie sich in höchster Gefahr. Sie beriefen eine Mitarbeiterversammlung ein. Dabei wurde beschlossen, dass der afrikanische Pastor und Jo am Abend, sobald es dunkel geworden war, mit dem Auto losfahren und versuchen sollten, irgendwo und irgendwie Hilfe zu bekommen. Edreda, die Frau des Pastors, und Doreen sollten im Spital bleiben und für Ruhe und Ordnung sorgen. Gemeinsam beteten sie um Gottes Bewahrung für die zwei im Auto, um Weisheit für die beiden Zurückbleibenden und Gottes Bewahrung für die verängstigten Menschen im Krankenhaus.

Im Laufe des Tages stieß Doreen auf ein kleines Bild, das ihr kürzlich jemand geschenkt hatte. Es stellte eine Schafherde mit schwarzen und

weißen Schafen dar, die von einem wütenden Wolf bedroht wurden. Er hatte sich schon zum Sprung geduckt. Doch er wurde von einer durchbohrten Hand festgehalten, und diese Hand bot den Schafen allen Schutz, den sie brauchten.

Kurz nach Einbruch der Dunkelheit fuhr der Wagen los. Er musste sich einen Weg zwischen brennenden Häusern und umherstreifenden Rebellengruppen suchen. Doreen war den ganzen Tag über damit beschäftigt, all die vielen Menschen zu beruhigen und zu versorgen. Am Abend fiel sie todmüde ins Bett. Als sie am nächsten Morgen erwachte, lief sie sogleich zum Fenster. Tatsächlich: Am Fuß des Hügels sammelten sich die Rebellen, um das Krankenhaus zu stürmen.

Doreen wusste nicht, was sie tun sollte. Würde es etwas nützen, den Aufständischen gut zuzureden? Sie wollte es wenigstens versuchen. Sie unterredete sich kurz mit Edreda, und dann gingen sie gemeinsam den Hügel hinab, den Angreifern entgegen. Die hielten überrascht inne, vom Mut der beiden Frauen völlig überrascht.

Doreen sprach sie an. Sie versicherte ihnen, sie seien nicht ihre Feinde, und es sei ihre einzige Aufgabe, Menschen zu heilen und ihnen von der Liebe Gottes zu erzählen. Der Anführer der Rebellen entgegnete ihr höflich, aber bestimmt, das sei ja alles schön und gut, doch das Spital beherberge Feinde. Wenn ihnen bis zum Einbruch der Nacht nicht bestimmte Männer ausgeliefert worden seien, dann würden sie die Missionsstation angreifen, die Flüchtlinge gefangennehmen und die Gebäude in Brand setzen.

Doreen hatte den Eindruck, dass die Stimme, mit der sie nun antwortete, gar nicht ihr selbst gehörte. Erstaunt hörte sie sich furchtlos sagen: »Sie werden diesen Hügel nicht heraufkommen können. Es ist Gottes Hügel.«

Einen Augenblick lang herrschte betroffenes Schweigen. Dann trat ein junger Mann, in dessen Augen glühender Hass loderte, ganz nah vor Doreen hin und schrie ihr ins Gesicht: »Es gibt keinen Gott, Mademoiselle!«

»Und ob es Gott gibt!« hörte sie sich sagen. »Und ihr werdet sehen: Er wird nicht zulassen, dass ihr diesen Hügel hinaufsteigt. Er wird uns beschützen.«

Es entstand ein wütendes Gemurmel, und einige Männer wollten an den beiden Frauen vorbeistürmen. Doch dann stoppten sie auf einmal, als würden sie von einer unsichtbaren Hand aufgehalten. Doreen wusste,

was das für eine Hand war. Sie nickte Edreda zu, und sie wandten sich um und stiegen allein den Hügel hinauf. Aber die Gefahr war noch nicht vorüber. Im Spital scharte Doreen die Flüchtlinge um sich und erzählte ihnen von den Drohungen. Sie riet so vielen wie möglich, sich nach Einbruch der Dunkelheit möglichst unauffällig davonzuschleichen und sich zur Grenze nach Uganda durchzuschlagen. Dann beteten alle miteinander, und eine große Stille legte sich über die unruhige, verängstigte Menge, als sie erneut Gott um seine Bewahrung anflehten. Bald darauf wurde diese Stille durch das Prasseln von Regentropfen auf den Wellblechdächern unterbrochen. Dann rauschte der Regen in Strömen herab. Im Nu hatte sich der Abhang des Hügels in eine einzige Schlammwüste verwandelt, so dass die Rebellen gar keinen Massenangriff mehr unternehmen konnten. Viele der Flüchtlinge begannen vor Freude zu singen.

Später am Abend keuchte ein über und über mit Schmutz bedeckter Geländewagen durch die Schlammfluten und die Dunkelheit die Straße herauf. Der Pastor und Jo waren durchgekommen und hatten die Miliz alarmieren können. Die war schon im Anmarsch. Für den Augenblick waren sie also in Sicherheit, und ein paar Tage später wurden die Flüchtlinge in Regierungslastwagen über die Grenze nach Uganda und damit in Sicherheit gebracht.

VII. Wie Jesus für uns sorgt

1. Jesus lässt den nicht im Stich, der auf ihn vertraut

- Sommerlager Büchlehof: gemeinsames Gebet im Regen - dann: schönes Wetter!
- HFZ Altenbach: Mitarbeiter blieb da, der die Freizeit verlassen wollte!

Und wenn Gott dennoch Unheil zulässt, ist es wie bei der Rückseite eines handgewebten Teppichs: ein Wirrwarr auf der Rückseite, aber vorne sind lauter schöne Ornamente zu sehen.

2. Wenn es nötig ist, geht Gott ungewöhnliche Wege mit uns, um uns zu helfen

- Regen, der den Hügel einweicht - siehe Seite 49!
- Blindheit der Leute, die Lots Gäste fordern (1. Mose 19, 11)
- Varenka betete: „Bau eine Mauer um unser Haus.“
Es kam Schnee.⁵

3. In Zeiten größter Gefahr macht Gott seine Leute besonders mutig

„Macht euch keine Sorgen, was ihr sagen sollt.“

Erfahrung derer aus Gruppe IV: vor anderen zu sprechen, dazu gehört Überwindung.

Das wird noch besser: Ich habe heute keine Angst, vor tausenden von Menschen zu sprechen; früher wurde ich schon rot, wenn mich einige ansahen!

Sein Geist ist es, der gewöhnliche Handwerker zu geistesmächtigen Predigern macht.

⁵ aus: Varenka, nach einer russischen Legende erzählt und illustriert von BERNADETTE, Nord-Süd Verlag AG, Gossau Zürich, Hamburg und Salzburg, 1996 / 14. Auflage, Seite 9